

Der Schatzgräber

Autor(en): **Skowronnek, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 17

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670601>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brochen hatten, folgten die nächsten, und immer mehr.

Du hast ja auch so deine Schönheit gehabt, du schlummernder Riese, und der Reiz des Unge- wohnten kam dir zugute. Wahrlich, du hast ein- mal andere Saiten aufgezo- gen. Du hast dich völlig verwandelt und es wochenlang geduldet, daß Roß und Reiter, Schlitten und Fuhrwerke aller Art sich auf deinem Rücken tummelten. Du hast es nicht verwehrt, daß sich Hunderte an einem Platze zusammenrotteten, sangen und tanzten und ein regelrechtes Winterfest abhielten. Marronibrater haben ihr Sfelein geheizt, Metzgerburschen ihre heißen Würste verkauft, und erst um die Fastnachtzeit herum hast du dich beson- nen und aufgerafft: nein, so kann es nicht wei- tergehen!

Eines Tages segte der Föhn daher und lockerte alle Kiegel. Das Eis wurde eine sulzige Masse, die Sonne half nach, und alsobald quoll das erste Wässerlein durch eine Spalte empor. Der Früh- ling beklopfte mit Macht an Ecken und Enden das späte Eis, zerriß mit einem jähen Rucke das Linnen und zauberte die blauen Wasser hervor.

Die Schiffe zogen wieder ihre Bahn. Man atmete auf und begrüßte dich wieder, du leuch- tender See, da du dem Leben neu geschenkt warst.

Das winterliche Abenteuer war ungewöhnlich. Aber der Frühling, der sich jetzt ringsum an allen Ufern festsetzte, trug doch den Sieg davon. Wenn seine Fähnlein dem See entlang flattern, trägt er den schönsten Schmuck.

Frühling am Zürichsee! Kein Sänger singt ein schöneres Lied.

Die Jahre gingen. Der See ist mir treu ge- blieben. Ich fuhr in die Stadt in die Schule. Eine volle Stunde dauerte die Fahrt, am Morgen und am Abend. Ich sah das Erwachen am See, ich erlebte das Eindunkeln, und da kein Tag wie der andere ist und die Jahreszeiten wechseln mit ihren Tönungen und Farbenspielen, lernte ich den See von Grund seines Wesens kennen. Und doch, er weiß mich noch immer zu packen. Denn der ewig Veränderliche überrascht mit immer neuen Einfällen. Wie die Wolken, die heute nicht sind wie gestern. Sie wandeln sich von Stunde zu Stunde, und kaum einmal kehrt eine ähnliche wieder.

De Schönewirt.

Es Infeli!

De Schönewirt!

Rund wie-n en Ankeballe.

Es Wunder. Wie-n es Wunder schön

In See vum Himmel gfallle.

Ja gschau's nu rächt!

Lueg um und um:

Paar Bäumlle und es Hüslle.

Rä Seel, wo-n ame Chummer zehrt,

Churzum, es Parediesli!

Es Liedli tönt.

Zum Schilf us chund's.

Es singt uf alle Site.

Isch Chrieg ä i der ganze Wält,

Bi mir, bi mir isch Fride.

Nu öppe ziehd

Es Schiff verbi,

Es Schwälbli zökled neime.

„Chumm mit, chumm mit!“ — „Es glust mi nüd.

I blibe gern diheime.“

© wänn i son

Es Infeli wüßt,

Wo-n i mis Glück chönnt hebe,

Wo 's Herz chönnt gruebe Tag und Nacht,

Das wär es Herreläbe!

Ernst Eschmann

Der Schatzgräber.

Von Frig Skowronnek.

Ein richtiges Spukhaus war es, das der junge Lehrer Franz Willner auf seiner ersten Stelle beziehen mußte, ein uraltes Herrenhaus, das bei der Aufteilung der Begüterung übriggeblieben war, weil niemand es kaufen wollte. Weit ab-

seits von den Wirtschaftsgebäuden lag es mitten in einem großen, ganz verwahrlosten Park. Nun hatte es die Gemeinde gemietet, weil das Schulhaus wegen Bauälligkeit geschlossen werden mußte. Der junge Lehrer war ein aufgeklärter

Mann und spottete über die gruseligen Geschichten, die im Dorf über das alte Haus und seinen letzten Bewohner, den alten Baron, erzählt wurden.

Aber wenn er abends mutterseelenallein bei der Lampe über seinen Büchern saß und der Frühjahrssturm um das Haus brauste, daß die Fensterladen und die Türen klapperten und die alten Bäume ächzten und stöhnten, überschlich ihn doch ein unheimliches Gefühl. Am hellen Tage war er schon manchmal durch das ganze Haus gewandert, hatte alle Türen aufgeschlossen und jedes Zimmer untersucht. In manchen lag altes Gerümpel, hier stand ein wackliger Tisch, dort ein alter Schrank, den niemand hatte kaufen wollen, als der Staat das herrenlose Gut, zu dem sich keine Erben gefunden hatten, an sich nahm und unter den Hammer brachte.

Allerdings war eine Erbin vorhanden, aber es ging ihr wie dem Schafbock, den Weber Rührdanz zur Bahn bringen sollte, sie hatte keine „Poppiren“. Eine ganz romantische Geschichte... Dem alten Baron war die einzige Tochter durchgebrannt, mit einem Mann, der ihrem Vater als Schwiegersohn nicht gut genug war. Die alte Barbe Buchwald, die zu jener Zeit im Herrenhaus dem Baron die Wirtschaft führte, wußte zu erzählen, daß die Tochter dem Vater eine beglaubigte Abschrift ihres Trauscheins geschickt und ein Jahr später die Geburt eines Mädchens gemeldet habe. Sogar der Taufschein habe dabei gelegen. Der damals schon hochbetagte Diener des Barons, der die Papiere mit eigenen Augen gesehen hatte, war bald darauf gestorben. Zuletzt hatte Barbe mit dem alten Baron allein in dem alten Gebäude gehaust...

Da war eines Tages ein fremder Mann gekommen, ein Matrose, und hatte ein siebenjähriges Mädchen mit sich gebracht. Sie waren die einzig Überlebenden eines untergegangenen Schiffes. Auch die Eltern des Kindes hatten bei der Katastrophe den Tod gefunden. Im letzten Augenblick hatte die Mutter der Kleinen einen Zettel in die Tasche gesteckt, auf dem nichts weiter stand, als die Adresse des Barons. Das Kind wußte ihrem Retter zu erzählen, das sei ihr Großvater, zu dem sie hätten fahren wollen.

Daraufhin hatte er die Kleine unter seine Obhut genommen, in der sicheren Hoffnung, von dem Großvater reich belohnt zu werden. Er hatte sich sehr getäuscht. Der Baron wollte nichts von einer Enkelin wissen, der Matrose schimpfte, und das Kind weinte. Auf den Lärm war Barbe hin-

zugekommen und hatte sich der kleinen Elfriede erbarmt, als der Matrose wütend schimpfend das Haus verließ. Zwei Jahre hatte die Kleine im Schloß bei der Barbe gelebt, als ihr Großvater starb. Er hatte sich nicht um sie gekümmert, obwohl die Alte ihm täglich hart zusetzte, er möge für seine Enkelin sorgen, ehe der Tod ihn überrasche.

Zu aller Erstaunen fand das Gericht im Nachlaß des Barons keine Spur der Familienpapiere, es fehlte eine große Kassette, die er in seinem Schreibtisch aufbewahrt hatte. Barbe mietete sich im Dorf ein Stübchen und nahm Elfriede zu sich. Ihr Schicksal erregte Teilnahme. Ein Anwalt nahm sich ihrer an und suchte ihre Ansprüche geltend zu machen, aber vergeblich, denn sie hatte ja keine „Poppiren“.

Jetzt war sie zu einem liebreizenden, aber stillen Mädchen herangewachsen, das mit fleißiger Arbeit die Wohltaten der Pflegemutter zu vergelten suchte. Eines Tages hatte der junge Lehrer die alte Barbe besucht, um sich, wie er sagte, die alten Geschichten ausführlich erzählen zu lassen. Elfriede hatte er nicht getroffen, sie war nach der Stadt gegangen, Näharbeiten abzuliefern.

Die Alte hatte ihm alles ausführlich erzählt und die Vermutung ausgesprochen, daß der Baron die Papiere irgendwo im Schloß versteckt haben müsse. Verbrannt habe er sie nicht, das hätte sie merken müssen, aus dem Hause sei er auch nie gegangen. Aber einige Wochen vor seinem Tode sei er ruhelos in dem weiten Gebäude umhergeschlichen.

Von dem Tage an begann Franz das Schloß systematisch zu untersuchen. Er klopfte mit einem Hammer die Wände, ob sie irgendwo hohl wären, er untersuchte die Dielen und die Steinfliesen. Einige Tage danach ging er der alten Barbe Bericht erstatten und traf diesmal Elfriede an, die er bisher nur einmal im Vorübergehen am Fenster gesehen. Sie stand auf, ging ihm entgegen und dankte ihm für seine Bemühungen.

„Geben Sie sich keine Mühe weiter, Herr Lehrer“, sagte sie mit einer weichen, warmen Stimme, „ich habe mich mit meinem Schicksal ausgeföhnt.“

Der traurige und doch so freundliche Blick, mit dem sie ihn bei diesen Worten ansah, machten den jungen Mann verlegen. Erst als die alte Barbe ihn über seine Nachforschungen befragte, wurde er gesprächig. Mit Humor schilderte er, wie er in der Halle eine etwas lose liegende



Insel Ufenau.

Phot. Ernst Schärer, Zürich.

Zliefse gefunden, ausgehoben und die Erde darunter bis zum Kellergewölbe durchwühlt hatte.

Ab und zu sah Elfriede von ihrer Arbeit auf und sah ihn mit einem wehmütig freundlichen Blick an. Dann fühlte er, wie das Blut ihm augenblicklich in die Backen schoß. Ein paarmal begegneten sich ihre Blicke.

Von nun an kam Franz fast täglich. Er betrieb am Nachmittag seine Nachforschungen mit unvermindertem Eifer, aber er sprach nicht mehr davon, weil er merkte, daß die alten Erinnerungen Elfriede traurig stimmten. Dagegen erzählte er gern und lebhaft von seinen Zukunftsplänen. Er studiere fleißig jeden Abend einige Stunden, denn er wollte sich gleich nach der Wiederholungsprüfung in eine Universitätsstadt melden, um dort nebenbei zu studieren. Er sprach mit so ehrlicher Begeisterung, daß er alles um sich vergaß. Mitten im Sprechen fühlte er, daß Elfriedes Blick auf ihm ruhte. Er sah sie an . . . ihre Augen begegneten sich . . . er las in ihrem Blick warme Teilnahme und Bewunderung . . . Da stieg ihm

das Blut zu Kopf . . . Er stammelte noch ein paar Worte und verstummte plötzlich.

Elfriede sah nicht auf, sondern beugte sich noch tiefer auf ihre Arbeit, um das Lächeln zu verbergen, das um ihren Mund spielte.

Die häufigen Besuche des jungen Lehrers bei Barbe fielen bald auf im Dorfe. Niemand kam auf den Gedanken, daß sie der alten Frau gelten könnten, sondern jeder meinte, der junge Mann wolle „sich die Elfriede heiraten“.

Diejenigen, die das Gerede am meisten anging, verkehrten in aller Harmlosigkeit weiter miteinander. Ja, eines Sonntags ließ sich Barbe zu einem Besuch im Schloß bereden. Sie war schon ziemlich gebrechlich, da war es doch nur natürlich, daß Elfriede sie begleitete. Franz hatte Kuchen besorgt und Kaffee gekocht. Und als sie plaudernd vergnügt am Tisch beisammen saßen, da schoß ihm zum erstenmal der Gedanke durch den Kopf: „Wenn das liebe, herzige Wesen so als deine Gattin neben dir sitzen würde.“ Er meinte aber dabei nicht die alte Barbe, obwohl sie neben ihm auf dem Sofa saß.

Das Gespräch war ganz von selbst wieder auf vergangene Zeiten gekommen. Daß Elfriede die Enkelin des Barons war, konnte nicht bezweifelt werden. Nicht nur Barbe, sondern alle Leute aus dem Dorf, die ihre Mutter gut gekannt hatten, versicherten, daß sie ihr sprechend ähnlich wäre. Genau so habe die Baroneß ausgesehen, nur lustiger sei sie gewesen als Elfriede.

Aus seinen Gedanken heraus fragte Franz ganz plötzlich, ob der Matrose nie wieder etwas habe von sich hören lassen. Barbe schüttelte den Kopf. „Was sollte der hier noch wollen? Der Baron hatte gedroht, ihn einsperren zu lassen. Und als der Mann zur Tür ging, schrie er ihm nach, er solle das fremde Kind mitnehmen. Er hätte es auch getan, wenn ich nicht dazwischen getreten wäre.“

Elfriede hatte mit gesenktem Kopf zugehört. Jetzt hob sie den Blick und sah beide an. „Doch... Mutter... er war noch zweimal hier. Gleich am nächsten Tage lauerte er mir dort, wo die dichten Haselbüsche stehen, auf. Er schenkte mir eine Tüte Bonbons und versprach mir alles mögliche, wenn ich mit ihm gehen wollte. Er wollte mir feine Kleider kaufen und mich in der Stadt zur Schule gehen lassen.“

„Davon hast du mir ja nichts erzählt,“ rief Barbe erstaunt aus.

„Ich dachte, du würdest mich einsperren, wenn du es wüßtest.“

„Na, und wie wurde es?“ fragte Franz.

„Er faßte mich an die Hand und führte mich einige Schritte. Da kriegte ich es mit der Angst, riß mich los und lief nach dem Schloß. Er hätte mich wahrscheinlich eingeholt, wenn er nicht gestolpert und lang hingefallen wäre.“

„Nein, so was von Kind...“ meinte die Alte kopfschüttelnd, „was hättest du für ein Unglück geben können.“

„Und wie war das mit dem zweiten Mal?“ fragte Franz in großer Spannung.

„Das war ein paar Wochen nach meiner Einsegnung, als ich schon in die Stadt zur Nähsschule ging. Da begegnete mir im Schummern auf dem Rückweg ein fremder Mann. Ich bekam eine furchtbare Angst, als er von der andern Seite der Straße auf mich zukam, denn er sah ganz zerlumpt aus und roch von weitem nach Schnaps. Erst als er mich ansprach, erkannte ich ihn. ‚Kleine Deern,‘ sagte er in seinem holsteinischen Dialekt, ‚kennst mich nicht mehr? Piet Stöver, was dich das Leben gerettet und zu den ollen Baron gebracht hat? Hab’ kein Angst vor mich

... ich tu’ dich nichts... Bloß daß du mich nicht wieder wegläuffst...‘ In demselben Augenblick hatte er meine beiden Hängezöpfe gepackt. Ich schrie, so laut ich konnte: Hilfe, Hilfe...“

Franz war bleich geworden und aufgesprungen. „Spannen Sie uns nicht auf die Folter, Elfriede.“

„Schrei man immer, dumme Deern,“ sagte er, „aber hör’ gut zu. Ich kann dich zu dein großväterliches Erbe verhelfen. Dazu gehören aber ein paar tausend Thaler, denn umsonst will’s ich auch nicht getan haben... Du brauchst bloß nach Lübeck an den Heuerbas soundso zu schreiben.“

„Elfriede,“ rief Franz in großer Erregung, „wie heißt der Heuerbas?“

„Ja, das ist’s ja eben — schon drei Jahre zerbreche ich mir den Kopf über den Namen... ich war so verängstigt... als er das gesagt hatte, ließ er mich los... und ich lief, als wenn mich einer jagte.“

„Jetzt weiß ich, Elfriede, wo die Papiere des Barons geblieben sind. Der Kerl hat sie gestohlen,“ meinte Barbe.

„Kein Zweifel...“ fiel Franz ein. „Jetzt brauchen wir bloß den Piet Stöver ausfindig zu machen.“

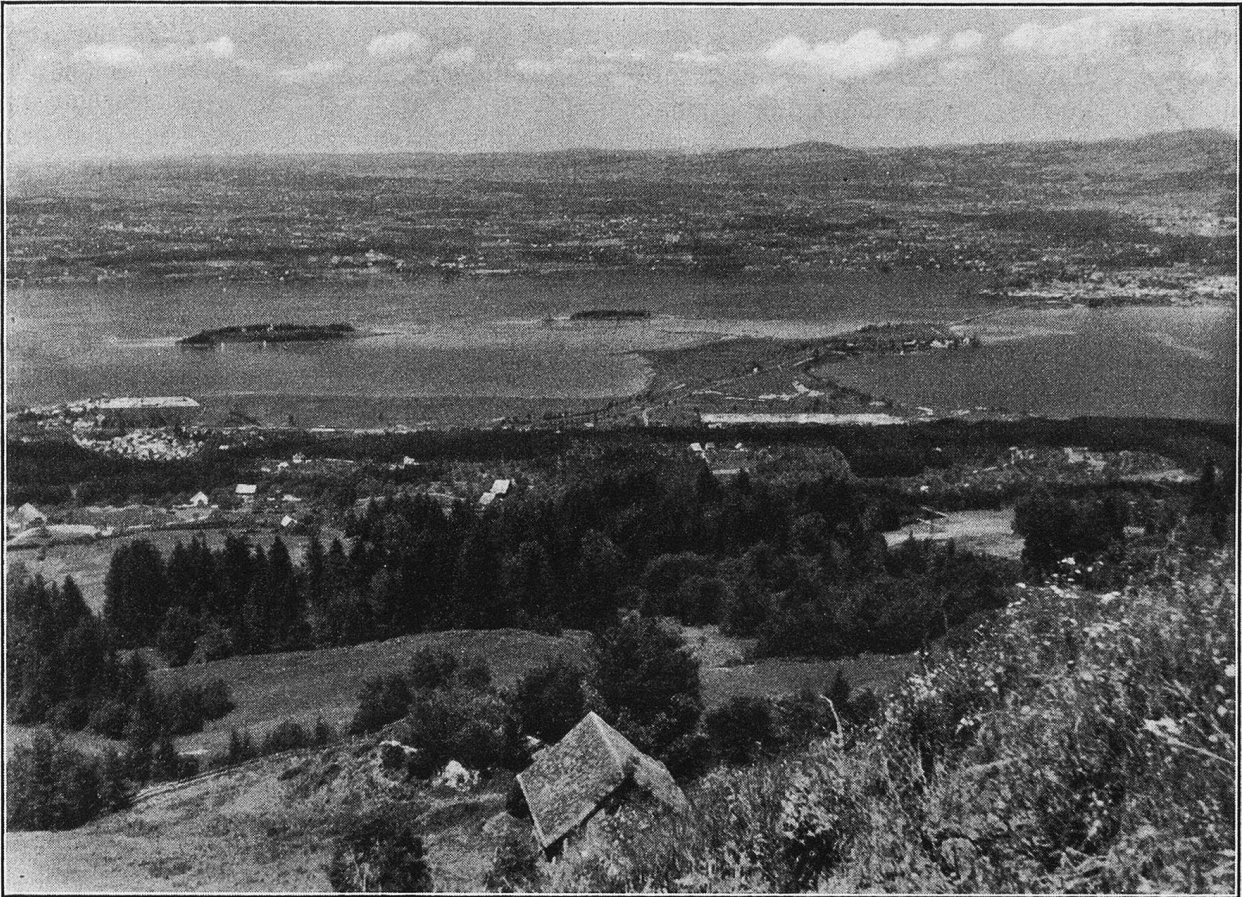
„Und die paar tausend Taler?“ fragte Elfriede traurig lächelnd.

„Die kann ich beschaffen... Elfriede, darf ich die Sache in die Hand nehmen? Wollen Sie mir das Recht dazu geben?“

„Aber, weshalb denn nicht, Herr Lehrer,“ meinte die Alte, die den tieferen Sinn der Frage nicht verstanden hatte, gleichmütig. „Friedel kann Ihnen eine Vollmacht ausstellen.“

Solch eine Vollmacht hatte Barbe noch nicht gesehen... sie bestand in einem langen Ruß... Verwirrt war Elfriede aufgestanden... Franz hatte darin ein Entgegenkommen erblickt, sie umgefaßt und sich die Vollmacht selbst genommen. „Ich bin ein ganz armes Mädchen, Herr Willner,“ hatte Elfriede gesagt, als er ihren Mund freigab... „machen Sie sich keine falschen Hoffnungen... ich glaube nicht an die Erbschaft.“ Darauf hatte Franz ihr den Mund wieder mit einer Vollmacht verschlossen.

Die Nachforschungen gab Franz jetzt auf, desto eifriger saß er über seinen Büchern. Meistens bis nach Mitternacht schimmerte das Licht aus seinem Fenster. So verging der Sommer... der Herbst hatte bereits seine Farbenpracht über Baum und Busch gebreitet und im leuchtenden Sonnenschein fuhren die langen weißen Fäden



Der oberste Teil des Zürichsees mit den Inseln Ufenau und Lüzgau. Landzunge von Hurden mit der Seebrücke nach Rapperswil.

Phot. Ernst Schärer, Zürich.

des Altweibersommers über die Stoppelfelder. Bis gegen Mitternacht hatte Franz gearbeitet. Dann nahm er die Lampe und ging in seine Kammer. Ehe er sich auszukleiden begann, kehrte er noch einmal in die dunkle Stube zurück, um sich ein Buch zu holen. Da schien es ihm, als ob sich im dunklen Park ein Lichtschein bewegte. Er öffnete das Fenster und bog sich hinaus. Kein Zweifel... da bewegte sich eine Laterne, also auch ein Mensch im Park.

Was konnte ein Mensch jetzt dort suchen? Das konnte ihm, im Grunde genommen, gleichgültig sein. Aber da er fühlte, daß ihn die Sache nicht einschlafen lassen würde, nahm er seinen eichenen Krückstock und ging hinaus. Der Lichtschein war verschwunden... Doch jetzt schimmerte er wieder durch die Büsche. Leise schlich er näher... Jetzt erkannte er einen kleinen, breitschultrigen Mann, der mit einer Blendlaterne die Bäume ableuchtete und dann mit einem Spaten zwischen den Wurzeln zu graben begann. Wenn er nichts fand, schüttelte er den Kopf und murmelte etwas vor

sich hin. Jetzt kam er näher, hob die Laterne und besah eine dicke Eiche.

„Was tun Sie hier?“ schrie ihn Franz mit seiner tiefen starken Stimme an. In demselben Augenblick hatte der Kerl die Laterne geschlossen. „Und was tun Sie hier?“ antwortete eine heifere Stimme aus dem Dunkel.

„Sie haben hier nichts zu suchen.“

„Sie auch nicht...“, erwiderte der Kerl. „Gehen Sie ruhig schlafen, junger Mann, sonst mach' ich Sie kalt, und kein Hahn kräht nach Ihnen, wenn ich Sie hier einbuddle.“

Franz war kein Feigling, aber es überließ ihn kalt... Er faßte seinen Stock fester und hob ihn wie zum Schlag... Da kam es ihm wie eine Erleuchtung. „Piet Stöwer“, sagte er ruhig, „ich weiß, was Sie suchen. Ich will Ihnen dabei helfen.“

Plötzlich fiel der helle Schein der Laterne auf ihn.

„Woher kennen Sie meinen Namen?“

„Sie sind der Matrose, der die kleine Elfriede

gerettet und hierher gebracht hat. Das ist jetzt meine Braut."

"So...? Das ändert die Sache... aber ehrlich, junger Mann... ich brauch' vorläufig nichts mehr, als daß ich von der Landstraße weg und wieder auf ein anständiges Schiff kommen kann."

"Meine Hand darauf, das sollen Sie haben, auch wenn wir die Kassette mit den Papieren nicht finden."

"Sie haben ehrliche, gute Augen... nehmen Sie die Laterne... es war eine dicke Eiche mit einem langen trockenen Ast..."

"Die steht hier dicht bei... Kommen Sie." Beim zweiten Stich stieß der Spaten gegen Metall. "So haben wir sie ja," sagte Piet ruhig und hob aus dem Laub eine ansehnliche Kassette. "Hier ist der Schlüssel dazu... Nur ruhig, junger Mann, Geld ist keins drin, aber die Papiere, die unsere kleine Elfriede brauchen kann."

Piet schlief schon ruhig auf dem Sofa, mit

einem Wintermantel zugedeckt, als Franz noch immer in den Papieren las... Alles, was er an Geld im Hause hatte, hatte er dem Schatzgräber gegeben. Sein ganzes Vierteljahresgehalt und noch eine ansehnliche Summe, die ihm seine Eltern vor kurzem geschickt hatten. Als er am Morgen erwachte, war Piet Stöwer verschwunden...

Franz Willner hat eine sehr reiche Braut geheiratet. Dann zog er in die nächste Universitätsstadt, aber nicht als Lehrer, sondern als Student... Jahre vergingen. Franz war ein gesuchter, vielbeschäftigter Arzt geworden... Eines Tages, als die Familie gerade bei Tisch saß, tat sich die Tür auf, Piet Stöwer stand auf der Schwelle... "So'n Dag, altofamm... Bün hüd Mornn mit min 'Elfriede' hier inkamen... Süll mi mal wunnern, säd id to min Stuermann, ob der Doktor Willner min oll Fründ nich is... Und hei is et... und Elfriede, min oll leiw Deern... wo geit di dat?... Sünd dat all din oll Lütten?"

Späte Liebe.

Was sie durch viele Jahre knospengleich als leises, tiefes Sehnen in sich trugen, hat sich als großes Wunder unerhofft entfaltet.

Nun ist die Welt unendlich weit und gut, wie sie es nur sehr still und selten ahnten, und alle Dinge füllen ihre Seelen mit Freude.

Sieh: wenn im Herbst die dunklen Blumen leuchten und ihren schweren, sanften Duft verströmen, dann weißt du, daß die hellsten Frühlingstage nicht schöner als dies späte Blühen sind.

Gerhard Friedrich

Der geliebte Baum.

Habt ihr schon die Trümmer eines gestürzten Baumes gesehen? Sie lagen in Scheiben, Splintern und Walzen bis zur Decke des Kellerraumes, von der hereinzwängenden Sonne beleuchtet. Die Rinde war schwarz, aber das Mark so weich und gelblich blaß wie die Brotkrume. Ein Geruch, der sich aufwühlend durchs ganze Haus verschwendete, ging von dem Stapelhaufen aus, scharf, neu und süßlich verwesend zugleich, doch mit keinem andern Luftatem zu vergleichen. Vielleicht war er darum so eigenartig, damit man ihn im Alltag nie vergessen sollte später.

Der Baum, eine Kastanie, hatte fast vierzig Jahrringe besessen. Seine Knospen waren honigbraun, seine Blüten milchweiß. Für vieles Götter muß er das Land, wo Milch und Honig fließen, gewesen sein. Die gefüllten Blüten schienen

aus rosenteiweißem Wachs gegossen; sie standen in kleinen Elfenbeinsäulen wie die Kerzen in den Altarleuchtern. Die Blumenflügel fielen hörlos und langsam ab, machten den Platz für eine Weile zum Schneefeld und schlüpfen dann rostigrot werdend in den Schoß zurück. Die Blätter aber waren am schönsten, wenn sie noch halbwegs blitzgrün, schon mit Gelb gefleckt aufglänzten und lange Zeit in der nußgrauen Erde eingemustert verblieben. Der Baum trug keine Früchte. Will man glauben, daß er zu stolz dazu war! Das Edle an ihm war, daß er nicht diese stacheligen Erzeugnisse geben mochte. Er wollte nur Freund sein für Vögel, Insekten, Menschen. In seinem Alter stellte sich eines Tages ein Eichhorn auf seiner Krone ein. Es war geschäftig, knackte sich in immerwährendem Ab und Auf